

CHARLOTTE LINK

Der fremde Gast

An einem sonnigen Julimorgen beschließt Rebecca Brandt, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Doch als ein unerwarteter Besucher die Stille ihres Hauses in Südfrankreich stört, ist dieser dramatische Schritt erst einmal aufgeschoben. Maximilian Kemper, der beste Freund von Rebeccas verstorbenem Mann Felix, ist entsetzt, als er sieht, was der Tod ihrer großen Liebe aus Rebecca gemacht hat: Die einst so vitale Frau und engagierte Leiterin einer Kinderschutz-Initiative hat sich von ihrem Beruf, ihrer Münchener Heimat und ihren Freunden verabschiedet, um sich in ein einsames, von Depressionen und Todessehnsucht geprägtes Leben in ihrem Ferienhaus am Cap Sicié zurückzuziehen.

Maximilian kommt jedoch nicht allein, denn unterwegs hat er ein junges Ehepaar mitgenommen, Marius und Inga Hagenau, Studenten aus München, die per Anhalter in den Urlaub unterwegs sind. Doch während zwischen Rebecca und Inga eine spontane Sympathie entsteht, zeigt Marius zunehmend eine undurchsichtige und erschreckende Seite seiner Persönlichkeit: aggressiv und beherrscht von seltsamen Obsessionen, in denen sich eine diffuse Wut auf seine Umwelt und ominöse Rachegefühle spiegeln.

Während eines Segeltörns geraten Marius und Inga in eine heftige Auseinandersetzung. Inga stürzt und bleibt bewusstlos liegen. Als sie wieder zu sich kommt, ist Marius verschwunden. In schwerem Sturm manövriert die junge Frau das Schiff allein in den Hafen zurück. Nach Tagen vergeblicher Suche muss davon ausgegangen werden, dass Marius in dem Unwetter über Bord gegangen und ertrunken ist.

Zur selben Zeit macht eine Frau in München eine grausige Entdeckung. Sie findet ihre Nachbarn, ein älteres Ehepaar, tot in deren Haus auf. Offenbar haben die beiden tagelang unfreiwillig einen fremden – und psychopathischen – Gast bei sich beherbergt, der sie gefangen gehalten, gequält und schließlich ermordet hat. Noch während die Polizei fieberhaft nach Hinweisen auf den Täter und nach möglichen Angehörigen des alten Ehepaares fahndet, geraten Inga und Rebecca am Cap Sicié in höchste Gefahr ...

Autorin

Charlotte Link, Jahrgang 1963, gehört zu den erfolgreichsten deutschen Autorinnen der Gegenwart. Ihre hohe Popularität verdankt sie insbesondere ihrer Vielseitigkeit: Sie machte sich mit großen Gesellschaftsromanen (darunter die Bestseller-Trilogie »Sturmzeit«) ebenso einen Namen wie mit psychologischen Spannungsromanen in bester englischer Erzähltradition. Zuletzt wurde die TV-Verfilmung ihres Guernsey-Krimis »Die Rosenzüchterin« mit überwältigendem Erfolg ausgestrahlt. Jedes ihrer neuen Bücher steht monatelang ganz oben auf den Bestsellerlisten, und ihr Erfolg macht deutlich, dass Charlotte Link den Sprung vom hoch gelobten jungen Talent zur großen Schriftstellerin längst souverän bewältigt hat.

Von Charlotte Link im Goldmann Taschenbuch:

Das Haus der Schwestern (44436) · Der Verehrer (44254) · Die Sterne von Marmalon (9776) · Die Stunde der Erben (43395) · Die Sünde der Engel (43256) · Schattenspiel (42016) · Sturmzeit (41066) · Verbotene Wege (9286) · Wilde Lupinen (42603) · Die Rosenzüchterin (45283) · Die Täuschung (45142) · Am Ende des Schweigens (Blanvalet, geb. Ausgabe, 0178)

Charlotte Link

Der
fremde Gast

Roman

GOLDMANN

*Alle Charaktere, Ereignisse und Gespräche in diesem Roman
entspringen der Fantasie der Autorin
und sind reine Fiktion.*

*Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen
oder Institutionen oder Personen,
ob lebend oder tot, wäre rein zufällig.*

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Originalausgabe April 2005

Copyright © 2005 by Wilhelm Goldmann Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: H. Wohner

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: GGP Media GmbH, Berlin

Titelnummer: 45769

Lektorat: Silvia Kuttny

Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-45769-6

www.goldmann-verlag.de

*Für Kenzo
in Liebe*

Prolog

ANONYMER BRIEF AN SABRINA BALDINI

»Der Mai ist gekommen ... Wie schön dein Garten doch blüht und grünt, Sabrina! Ich habe dich gestern Abend gesehen, als du noch draußen gegessen hast. Wo war dein Mann? Er ist wenig daheim bei dir, stimmt's? Weiß er eigentlich, dass du keineswegs die treue Gattin bist, die er in dir sieht? Hast du ihm all die Untiefen deines Lebens gebeichtet? Oder behältst du die entscheidenden Dinge für dich? Es würde mich interessieren, ob du es schaffst, neben ihm alt zu werden und ihm dabei deinen Ehebruch zu verschweigen.

Wie auch immer, du bist viel allein. Es wurde dunkel, und du warst immer noch draußen. Später bist du ins Haus gegangen, aber du hast die Terrassentür offen gelassen. Wie unvorsichtig von dir, Sabrina! Hast du nie gehört, dass das gefährlich sein kann? Die Welt ist voller böser Menschen ... voller rachsüchtiger Menschen. Rachsucht ist böse, aber manchmal ist sie nur allzu verständlich, findest du nicht? Jeder bekommt das, was er verdient. Die Welt kann man nur dann ertragen, wenn man an eine ausgleichende Gerechtigkeit glaubt. Manchmal lässt die Gerechtigkeit zu lange auf sich warten, dann muss man ihr auf die Sprünge helfen.

Du verstehst, dass du den Tod verdient hast, Sabrina, nicht wahr? Es hätte dir klar sein müssen seit jenen lang vergangenen Tagen, da du so furchtbar versagt hast. Man nennt das unterlassene Hilfeleistung, was du da getan hast. Oder

besser: nicht getan hast. Was war der Grund, Sabrina? Faulheit? Gleichgültigkeit? Du wolltest dich mit niemandem anlegen? Dir nicht die Finger verbrennen? Nicht anecken? Ach, es sind doch immer die gleichen Geschichten! Du warst so engagiert in deinem Einsatz für andere. Aber nur, solange du dir keinen Ärger einhandeln musstest. Viel Gerede, nichts dahinter. Es ist so bequem, wegzuschauen! Und es bringt nichts als Verdruss, wenn man sich einmischt!

Aber man muss bezahlen. Irgendwann. Immer. Sicher hast du gehofft, dieser Kelch geht an dir vorüber, nicht wahr, Sabrina? So viele Jahre ... Da verblassen die Erinnerungen, und vielleicht hast du jene Tage längst verdrängt, beschönigt in deinem Gedächtnis, und langsam hast du dir gedacht, dass du noch einmal Glück gehabt hast. Dass du davongekommen bist, ohne die Rechnung bezahlen zu müssen.

Hast du das wirklich geglaubt? Eigentlich scheinst du mir dafür zu intelligent. Und zu erfahren.

Der Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Irgendwann musste er kommen, und ich finde, länger sollte man nun nicht mehr warten. Von meiner Seite aus ist alles klar. Das Urteil über dich ist gefällt, und sehr bald werde ich es vollstrecken. An dir und an Rebecca. Sie trägt genauso viel Schuld wie du, und es wäre nicht in Ordnung, wenn du allein den Kopf hinhalten müsstest.

Ich werde mir Zeit nehmen für jede von euch beiden. Es wird nicht einfach, schnell und ohne großes Aufheben über die Bühne gehen. Ihr werdet leiden. Euer Sterben wird schwer sein. Es wird sich lange genug hinziehen, dass ihr Gelegenheit habt, intensiv über euch und euer Leben nachzudenken.

Bist du schon gespannt auf die Begegnung mit mir, Sabrina? So gespannt, dass du abends nicht mehr lange in deinem schönen Garten sitzen wirst? Dass du darauf achten wirst,

die Terrassentür stets geschlossen zu halten? Dass du dich vorsichtig nach rechts und links umschauest, wenn du dein Haus verlässt? Dass du zusammenzuckst, wenn es an der Tür klingelt? Dass du nachts wach im Bett liegst, wenn dein Mann wieder einmal nicht daheim ist, und angstvoll in die Dunkelheit lauschst und dich immer wieder fragst, ob du wirklich alle Türen gut verschlossen hast? Oder wirst du das Licht ständig brennen lassen, weil du die Schwärze um dich herum gar nicht mehr erträgst? Aber du weißt, dass auch dies dich nicht in Sicherheit bringt, nicht wahr? Ich komme genau dann, wenn ich es mir vorgenommen habe. Du wirst dich nicht schützen können.

Und im Grunde weißt du das auch.

Ich melde mich bald wieder bei dir, Sabrina. Es ist schön zu wissen, dass du bis dahin Tag und Nacht an mich denken wirst. Und dass du immer elender und grauer aussehst. Es macht mir Freude, das zu beobachten.

Ich bin bei dir!«

Sonntag, 18. Juli

Sie träumte, ein kleiner Junge habe an ihrer Haustür geklingelt. Sie wimmelte ihn ab, so wie sie jeden abwimmelte, der ungebeten vor ihr stand und irgendetwas von ihr haben wollte. Dieses überfallartige Betteln war ihr schon immer ein Dorn im Auge gewesen, sie fühlte sich bedrängt und genötigt, wenn plötzlich jemand auf ihrem Grundstück aufkreuzte und die Hand aufhielt. Meist ging es um einen guten Zweck, natürlich, aber wer wusste schon, ob diese Leute immer ehrlich waren? Und auch wenn sie mit irgendwelchen Ausweisen herumfuchtelten, die sie als sammelberechtigt für karitative Vereinigungen auswiesen, so war es doch einfach unmöglich, so schnell zu erkennen, ob es sich nicht um eine mehr oder weniger gut gemachte Fälschung handelte. Vor allem, wenn man siebenundsechzig Jahre alt war und zunehmend Probleme mit den Augen hatte.

Kaum dass sie die Tür geschlossen hatte, klingelte es erneut.

Sie setzte sich ruckartig im Bett auf, verwirrt, weil das Klingeln aus dem Traum sie diesmal tatsächlich aus dem Schlaf gerissen hatte. Das Bild des Jungen hatte sie noch immer vor Augen: ein spitzes, blasses, fast durchsichtiges Gesicht mit riesigen Augen. Er bat nicht um Geld, er bat um Essen.

»Ich habe solchen Hunger«, hatte er gesagt, leise und doch fast anklagend. Sie hatte die Tür zugeworfen, entsetzt, erschrocken, konfrontiert mit einem Aspekt der Welt, den sie

nicht sehen wollte. Hatte sich umgedreht und versucht, das Bild loszuwerden, und in dem Moment hatte es geklingelt, und sie dachte: Nun ist er das schon wieder!

Warum war sie jetzt aufgewacht? Hatte es *tatsächlich* geklingelt? Man baute solche Geräusche gern in seine Träume ein. Aber es hätte dann ja nur ein Wecker sein können, und sie hatten gar keinen. Schließlich arbeiteten sie nicht mehr, und morgens wurden sie beide ohnehin ganz von selbst ziemlich früh wach.

Es war sehr dunkel, aber durch die Ritzen des Rolladens drang ein wenig Licht von den Straßenlaternen herein. Sie konnte ihren schlafenden Mann neben sich sehen. Wie immer lag er völlig bewegungslos, und sein Atem ging so flach und leise, dass man sehr genau hinhören musste, um zu wissen, ob da überhaupt noch Atem war. Sie hatte schon gelesen, dass ältere Paare abends gemeinsam einschliefen, und dann wachte morgens einer von ihnen auf und der andere war tot. Dann hatte sie gedacht, wenn Fred auf diese Art sterben würde, würde es ganz schön lange dauern, bis ihr das auffiel.

Ihr Herz klopfte hart und schnell. Ein Blick zur elektronischen Uhr, deren Zahlen hellgrün leuchteten, sagte ihr, dass es fast zwei Uhr in der Nacht war. Keine gute Zeit, um aufzuwachen. Man war so schutzlos. Sie jedenfalls. Sie hatte schon oft das Gefühl gehabt, sollte ihr jemals etwas Schlimmes zustoßen – sollte sie sterben zum Beispiel –, dann würde das nachts zwischen ein und vier Uhr passieren.

Ein bedrückender Traum, sagte sie sich, nichts weiter. Du kannst ruhig wieder einschlafen.

Sie legte sich in ihr Kissen zurück, und in diesem Moment klingelte es erneut, und sie begriff, dass es kein Traum gewesen war.

Jemand klingelte um zwei Uhr nachts an ihrer Haustür.

Sie setzte sich erneut auf und hörte ihren eigenen hektischen Atem in der beklemmenden Stille, die auf das schrille Klingeln folgte.

Das ist ganz ungefährlich, dachte sie, ich muss ja nicht aufmachen.

Es konnte nichts Gutes bedeuten. Nicht einmal Hausierer klingelten um diese Zeit. Wer um diese Zeit Menschen aus dem Schlaf schreckte, der führte entweder Böses im Schilde oder war in eine Notlage geraten. Und war Letzteres nicht viel wahrscheinlicher? Ein Einbrecher oder Raubmörder würde doch nicht klingeln?

Sie knipste das Licht an und beugte sich über ihren tief schlafenden Mann. Der konnte überhaupt nichts hören, da er die Ohren mit Ohropax zugestöpselt hatte. Fred war so empfindlich mit Geräuschen, ihn störte schon das Wispern des Windes in den Bäumen vor dem Schlafzimmerfenster. Oder das Knarren einer Holzdiele oder das welke Blatt einer Zimmerpflanze, das sich löste und zu Boden glitt. Er erwachte davon, und das war das Schlimmste für ihn. Aufwachen zu müssen, wenn er eigentlich beschlossen hatte zu schlafen. Es stürzte ihn in namenlose Wut. Seine Laune war für Tage verdorben. Irgendwann hatte er deshalb mit dem Ohropax begonnen. Und seine Frau hatte aufgeatmet.

Sie zögerte daher, ihn zu wecken. Er konnte ihr das so übel nehmen, dass er eine Woche lang kaum noch mit ihr sprechen würde. Jedenfalls dann, wenn er später befand, dass es unnötig gewesen war, ihn aus dem Schlaf zu reißen. Sollte sich herausstellen, dass man ihn doch besser geweckt hätte, und sie tat es nicht, konnte ihr das Gleiche passieren. Sie war jetzt seit dreiundvierzig Jahren mit diesem Mann verheiratet, und ihr Leben mit ihm hatte überwiegend aus Momenten dieser Art bestanden: zerrissen zwischen zwei Möglichkeiten, nervös abwägend, welches der richtige Weg sein moch-

te, oberstes Anliegen dabei stets, seine Wut nicht herauszufordern. Es war, weiß Gott, kein einfaches Leben mit ihm.

Es klingelte ein drittes Mal, länger anhaltend diesmal, fordernder, drängender. Sie entschied, dass Freds Nachtschlaf einem so ungewöhnlichen Vorkommnis geopfert werden durfte. Sie rüttelte an seiner Schulter.

»Fred«, wisperte sie, obwohl er sie nicht hören konnte, »wach auf! Bitte, wach auf! Es ist jemand an der Haustür!«

Fred wälzte sich unwillig knurrend zur Seite, dann war er urplötzlich mit einem Schlag hellwach und saß nun auch aufrecht im Bett. Er starrte seine Frau an.

»Was, zum Teufel«, begann er.

»Es ist jemand an der Tür!«

Er konnte nur ihre Mundbewegungen sehen und zog sich widerwillig seine Stöpsel aus den Ohren. »Was ist los? Wie kommst du dazu, mich zu wecken?«

»Es klingelt an der Tür. Jetzt schon dreimal.«

Er starrte sie immer noch an, als sei sie nicht ganz normal. »Wie? Es klingelt an der Tür? Um diese Zeit?«

»Ich finde das ja auch sehr beunruhigend.« Sie hoffte, es werde wieder klingeln, denn sie konnte erkennen, dass Fred ihr nicht glaubte, aber für den Moment blieb alles ruhig.

»Du hast geträumt. Und wegen eines dämlichen Traumes meinst du mich wecken zu müssen?« Seine Augen blitzten sie böse an. Seine weißen Haare standen in alle Richtungen vom Kopf ab.

Ein schlecht gelaunter, mürrischer, alter Mann, dachte sie, und inzwischen auch nicht einmal mehr attraktiv. Vielleicht lebe ich noch zwanzig Jahre. Wenn er nicht vor mir stirbt, dann habe ich am Ende dreiundsechzig Jahre mit ihm gelebt. Dreiundsechzig Jahre!

Der Gedanke stimmte sie mit einem Mal so traurig, dass sie hätte weinen mögen.

»Greta, wenn du noch einmal ...«, begann Fred voller Zorn, aber genau in diesem Moment klingelte es erneut an der Tür, noch etwas länger und anhaltender als zuvor.

»Siehst du!« Es klang fast triumphierend. »Es *ist* jemand an der Tür!«

»Tatsache«, sagte Fred perplex. »Es ist ... es ist zwei Uhr in der Nacht!«

»Ich weiß. Aber ein Einbrecher ...«

»... würde kaum klingeln. Obwohl es theoretisch seine einzige Chance wäre, bei uns ins Haus zu gelangen!«

Das stimmte. Fred hatte viel Mühe und Zeit darauf verwandt, das Haus in eine Festung zu verwandeln, damals, vier Jahre zuvor, als sie es gekauft hatten und eingezogen waren. Ihren Altersruhesitz, wie er es nannte. Ruhiges Münchener Randgebiet, ein eher wohlhabendes Viertel. Sie hatten zuvor auch in München gelebt, in einer ganz anderen Ecke zwar, aber es hatte sich ebenfalls um eine so genannte bessere Gegend gehandelt. Doch sie waren jünger gewesen. Mit dem Alter hatte sich bei Fred eine ausgeprägte Paranoia entwickelt, was Einbrecher anging, und so waren inzwischen alle Fenster im Erdgeschoss vergittert, die Rollläden im ganzen Haus mit Sicherheitsschlössern versehen, und natürlich gab es eine Alarmanlage auf dem Dach.

»Vielleicht sollten wir das Läuten einfach ignorieren.«

»Jemanden ignorieren, der uns mutwillig aus dem Schlaf reißt?« Fred schwang beide Beine über den Bettrand. Er bewegte sich für sein Alter noch ziemlich elastisch. Aber er wurde sehr mager in der letzten Zeit. Der blauschwarz gestreifte Schlafanzug aus Seide schlabberte wie ein leerer Sack um ihn herum. »Ich werde die Polizei anrufen!«

»Aber das kannst du doch nicht machen! Vielleicht ist es ein Nachbar, der Hilfe braucht! Oder es ist ...« Sie sprach nicht weiter.

Fred wusste, wen sie meinte. »Warum sollte er zu uns kommen, wenn etwas ist? Er hat sich seit Ewigkeiten nicht blicken lassen.«

»Trotzdem. Er könnte es sein. Wir sollten ...« Sie war im Grunde völlig ratlos und überfordert. »Wir müssen irgendetwas tun!«

»Sag ich ja! Die Polizei rufen!«

»Und wenn es dann aber wirklich nur ... *er* ist?« Warum, dachte sie, habe ich immer diese Angst, in Freds Gegenwart auch nur seinen Namen zu nennen?

Fred war das Hin und Her nun leid.

»Ich werde jetzt einmal nachsehen«, sagte er entschlossen und verließ das Zimmer.

Sie hörte seine Schritte auf der Treppe. Dann vernahm sie seine Stimme unten im Hausflur. »Hallo? Wer ist denn da?«

Später – als sie schon gar nicht mehr die Möglichkeit hatte, sich mit Fred darüber auszutauschen, und als sie bereits begriff, dass es keine zwanzig Jahre mehr sein würden, die sie zu leben hatte, sondern nur noch Stunden oder bestenfalls Tage – fragte sie sich, welche Antwort ihr Mann von der anderen Seite der Tür bekommen hatte, dass er sie so schnell und bereitwillig geöffnet hatte. Sie hörte, dass die verschiedenen Sicherheitsriegel gelöst wurden. Dann vernahm sie einen dumpfen Schlag, den sie sich nicht erklären konnte, der jedoch ihren ganzen Körper in Alarmbereitschaft versetzte. Die feinen Härchen an ihren Unterarmen standen aufrecht. Ihr Herz wollte nicht aufhören zu rasen.

»Fred?«, rief sie angstvoll.

Irgendetwas unten im Haus fiel polternd zu Boden. Dann hörte sie Freds Stimme. »Ruf die Polizei! Ruf sofort die Polizei! Schnell! Beil dich!«

Es war der falsche Rat. Es gab im ersten Stock des Hauses kein Telefon. Sie hätte es schaffen können, ihre Zimmertür

zu erreichen, sie zuzuschlagen und zu verriegeln, und dann hätte sie das Fenster öffnen, sich in die Nacht hinauslehnen und um Hilfe schreien können. Hätte er sie nur angewiesen, dies zu tun ... Oder wenn sie von selber darauf gekommen wäre ... So aber sprang sie kopflos aus dem Bett, schlüpfte, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, in ihren Morgenmantel und eilte ins Treppenhaus. Gehorsame Ehefrau bis zuletzt. Polizei rufen, hatte er gesagt. Das Telefon befand sich im Wohnzimmer. Fred besaß zwar zudem ein Handy, aber wo das herumlag, das wusste sie erst recht nicht.

Erst auf der Treppe ging ihr auf, dass sie einen verhängnisvollen Fehler begangen hatte.

Aber da war es bereits zu spät.

Dienstag, 20. Juli

Um halb fünf am Morgen gab es Karen auf, noch etwas Schlaf finden zu wollen, und sie entschied, dass es besser sei, aufzustehen und etwas Sinnvolles zu tun, als sich noch länger im Bett herumzuwälzen und schließlich vollends gerädert zu sein.

Aber was ist schon sinnvoll, dachte sie, was, *in meinem Leben*, ist schon sinnvoll?

Wolf, ihr Mann schlief noch, er hatte nichts von der Schlaflosigkeit seiner Frau mitbekommen. Das war auch gut so, denn er hätte entweder mit Spott oder mit Vorhaltungen darauf reagiert, und beides hätte Karen – wieder einmal – in Tränen ausbrechen lassen. Sicherlich hätte er sie darauf hingewiesen, dass sie abends zu früh ins Bett ging, daher zwangsläufig auch am nächsten Morgen zu früh aufwachte und schließlich alle mit dem Lamento über ihr nächtliches Wachliegen verrückt machte.

Vielleicht hatte er Recht. Schließlich klang es logisch, was er sagte. Und es hatte leider immer sehr wenig Sinn, ihn anderen Argumenten und Erklärungen zugänglich machen zu wollen. Für Wolf gab es eine Sicht der Dinge, und das war seine, und damit Schluss. Karen wusste selber, dass sie abends zu früh schlafen ging, aber sie war so erschöpft, so kraftlos, dass ihr einfach die Augen zufielen, ganz gleich, was sie tat. Sie kroch in ihr Bett wie eine Kranke, deren Körper am Ende ist, und fiel geradezu übergangslos in einen nar-koseähnlichen Schlaf. Aus dem sie gegen halb vier am Mor-

gen ebenso übergangslos aufschreckte und fortan hellwach war, gepeinigt von angstvollen Gedanken, ihre Zukunft und die ihrer Familie betreffend.

Sie schlüpfte in Jeans und T-Shirt, zog ihre Turnschuhe an und schlich aus dem Schlafzimmer. In einem Buch hatte sie gelesen, dass Bewegung an der frischen Luft bei Depressionen hilfreich sein sollte. Sie wusste nicht genau, ob sie depressiv war, aber manche der in dem Buch beschriebenen Symptome fand sie durchaus bei sich wieder.

Aus den Kinderzimmern klang kein Laut. Offensichtlich war es ihr gelungen, niemanden von der Familie aufzuwecken.

Als sie die Treppe hinunterkam, stand Kenzo, der Boxer, schon unten in der Diele und wedelte heftig mit seinem kurzen Schwanz. Obwohl er im Wohnzimmer geschlafen hatte – zur Zeit war das Sofa sein Lieblingsbett –, war es ihm natürlich nicht entgangen, dass Frauchen aufgestanden war und sich angezogen hatte. Auch interpretierte er ihre Turnschuhe sofort richtig: Das sah ganz nach einem frühmorgendlichen Spaziergang aus. Begeistert vollführte er ein paar Luftsprünge, lief zur Haustür und schaute Karen erwartungsvoll an.

»Ich komme ja schon«, wisperte sie ihm zu und griff nach Halsband und Leine, »aber sei schön leise!«

Der Hochsommormorgen war schon recht hell, die Luft noch kühl, aber auf eine angenehme, erfrischende Weise. Der Tag würde sonnig und heiß werden. Tau glitzerte auf dem Gras. Karen atmete tief die reine Luft.

Wie friedlich es ist, dachte sie. Wie still. Alles schläft noch. Es ist, als seien Kenzo und ich die einzigen Lebewesen auf der Welt.

Sie beschloss, zum Wald hinüberzulaufen und dann dort eine große Runde zu drehen. Noch durch ein paar Straßen der Siedlung hindurch, schon wäre sie da. Die Nähe zum

Wald war – in Hinblick auf den Hund – einer der Gründe gewesen, weshalb sie und Wolf sich für das Haus in der Münchener Stadtrandsiedlung entschieden hatten.

Seitdem sie in das neue Haus eingezogen waren, ging es Karen schlechter. Sie hatte schon vorher unter allen möglichen Problemen und Sorgen gelitten, wobei sie nie genau hatte definieren können, welcher Art ihre Schwierigkeiten waren. Eine Freundin hatte gemeint, sie sei in ihrer Ehe nicht glücklich, aber das hatte Karen abgestritten. Sehr energisch abgestritten. Sie und Wolf kannten einander seit fünfzehn Jahren, waren seit elf Jahren verheiratet und hatten zwei gesunde, hübsche Kinder. Bis auf die normalen Querelen, die sich zwangsläufig zwischen zwei erwachsenen Menschen, die unter einem Dach leben, ergeben, war zwischen ihnen weitgehend alles in Ordnung. Vielleicht hatten sie ein bisschen wenig voneinander, denn Wolf machte Karriere bei der Bank, für die er seit Abschluss seines Studiums arbeitete, und war selten zu Hause. Karen hatte ihren Beruf als Zahnarztthelferin aufgegeben, als das zweite Kind kam, und es war ihnen beiden als vernünftige Lösung erschienen.

»Ich verdiene genug Geld«, hatte Wolf gesagt, »und du kannst dich dann ganz um die Kinder kümmern und musst dich nicht dauernd so abhetzen.«

Manchmal argwöhnte Karen, dass Wolf nicht die geringste Ahnung hatte, in welchem Ausmaß allein das Betreuen zweier Kinder zum Abhetzen zwang, zumal es natürlich darüber hinaus auch darum ging, das Haus in Ordnung zu halten, den Garten zu pflegen, Kenzo auszuführen, sämtliche Einkäufe zu erledigen, die Wäsche zu waschen und Wolfs Hemden zu bügeln. Und es war – und damit, so meinte sie manchmal in einer Art untergründiger Ahnung zu erkennen, näherte sie sich vielleicht dem Kern ihrer Frustration und

Melancholie – ein Leben im Stress, für den ihr kein Mensch auch nur einen Funken Anerkennung zollte. Andererseits ging das kaum einer Hausfrau anders, wenn Karen den Leserbriefen in Frauenzeitschriften Glauben schenken durfte. Warum also krallte sie sich an diesem abgegriffenen Klischee fest, stimmte in das kollektive Jammern ihrer Geschlechtsgenossinnen ein, anstatt das Gute in ihrem Leben zu sehen? Die gesunden Kinder, den liebenswerten Hund, die glatte Karriere ihres Mannes, das schöne Haus?

Ja, denn das schöne, neue Haus hatten sie seit drei Monaten, und bei ihrem Rätselraten um die Ursache ihrer wachsenden Schwermut kam ihr dann und wann der Gedanke, dass sie den Umzug vielleicht nicht verkraftete, die neue Umgebung, die neuen Nachbarn. Eindeutig waren ihre Symptome deutlicher geworden. Die Schlaflosigkeit war quälender geworden, aber auch paradoxerweise ihre Müdigkeit. Die Stunden des Tages dehnten sich in unendliche Leere, und oft war sie nicht in der Lage, die dahintickenden Minuten mit Sinnvollem zu füllen, obwohl es genug zu tun gegeben hätte. Manchmal saß sie mit dem ellenlangen Einkaufszettel in der einen, dem Geldbeutel in der anderen Hand auf dem Sofa, starrte in den blühenden Garten und fand nicht die Kraft, aufzustehen und zum Supermarkt zu gehen.

War sie einsam? War sie inmitten der vierköpfigen Familie so einsam, dass ihr der Lebensmut langsam, aber unaufhörlich aus der Seele rann und irgendwo versickerte, wo sie ihn nie mehr finden würde?

Eine Woche nach dem Einzug hatte sie sich aufgerafft und die Nachbarn besucht, in der Hoffnung, hier vielleicht ein paar nette Kontakte herstellen zu können. Die Besuche hatten sie deprimiert: Die alte Dame auf der einen Seite war ziemlich senil und verbittert, sie hatte Karen unwirsch und unfreundlich behandelt, so als sei diese persönlich an irgend-

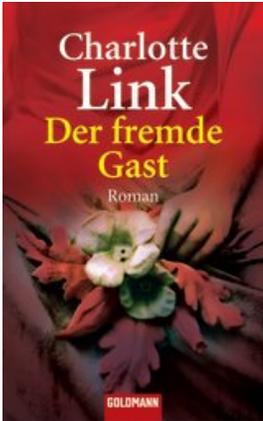
einer Misere in ihrem Leben schuld. Auf der anderen Seite lebte ein ebenfalls schon recht altes Ehepaar. Karen mochte die beiden nicht, zumindest konnte sie sich nicht vorstellen, in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihnen zu treten. Er hörte sich gerne reden und prahlte unablässig mit seinen beruflichen Erfolgen aus der Zeit, da er als höchst gefragter Rechtsanwalt – wollte man ihm Glauben schenken – sensationelle Erfolge hatte feiern können. Seine Frau sprach fast gar nichts, fixierte jedoch Karen ständig aus den Augenwinkeln, und Karen hatte das unguete Gefühl, sie werde gnadenlos über sie herziehen, kaum dass sie das Haus wieder verlassen hätte. Sie saß, ziemlich erschlagen und wie meist auch recht depressiv, auf dem geschmacklosen Brokatsofa, nippte an einem Cognak und versuchte, an den richtigen Stellen bewundernd zu lächeln oder ein staunendes »Oh!« hervorzu- bringen.

Und wünschte sich inbrünstig in die Sicherheit der eigenen vier Wände zurück.

»Ich finde sie unsympathisch«, hatte sie abends ihrem Mann erklärt, »er ist total von sich überzeugt, und sie kriegt den Mund nicht auf und steckt voller Aggressionen. Ich habe mich richtig unwohl gefühlt.«

Wolf lachte, und wie so oft fand Karen, dass seinem Lachen etwas Überhebliches anhaftete. »Du bist aber wirklich schnell in deinen Analysen, Karen. Ich dachte, du warst eine knappe halbe Stunde dort drüben? Und kannst diese wildfremden Menschen bereits so genau einordnen? Hut ab, kann ich da nur sagen!«

Natürlich verspottete er sie, aber warum verletzte sie dies so sehr? Das war doch früher nicht so gewesen. Was hatte sie so empfindlich werden lassen? Oder war sein Spott schärfer geworden? Oder kam beides zusammen und bedingte einander? Wolf war beißender geworden, und das machte sie sen-



Charlotte Link

Der fremde Gast

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-45769-4

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2005

Rebecca Brandt hat beschlossen, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Nichts kann die junge Witwe über den Tod ihres Mannes hinwegtrösten. Da lernt sie durch Zufall in Südfrankreich die beiden Studenten Inga und Marius kennen und schöpft durch die Freundschaft mit dem jungen Paar neuen Lebensmut. Während eines Segeltörns kommt es zu einem schrecklichen Unfall: Marius fällt über Bord, und schließlich muss davon ausgegangen werden, dass er ertrunken ist. Wochen später erscheint sein Bild in der Zeitung. Im Zusammenhang mit einem furchtbaren Verbrechen in Deutschland wird nach ihm gesucht.